

Henning Schmidgen (Hg.)  
Ästhetik und Maschinismus  
Texte  
zu und von Félix Guattari

Merve Verlag Berlin

Wir danken M. Paul Brétécher und der Zeitschrift  
*Chimères* für freundliche Zusammenarbeit.

Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahme

**Ästhetik und Maschinismus** : Texte von und zu Félix Guattari /  
Henning Schmidgen (Hg.). - Berlin : Merve-Verl., 1995  
(Internationaler Merve-Diskurs ; 189)  
ISBN 3-88396-121-3  
NE: Schmidgen, Henning [Hrsg.]; Guattari, Félix; GT

© bei den Autoren

© der deutschen Ausgabe by Merve Verlag

Postfach 150 927, 10671 Berlin

Printed in Germany

Druck- und Bindearbeiten: Dressier, Berlin

Umschlagentwurf: Jochen Stankowski, Köln

ISBN 3-88396-121-3

## Inhalt

- 7 Jean Oury  
Für Félix
- 11 François Tosquelles  
Erinnerung an Félix Guattari
- 17 Gilles Deleuze  
Sieben Zeichnungen
- 25 Paul Virilio  
Trajekktivität und Transversalität.  
Ein Gespräch über Félix Guattari
- 39 Nicolas Bourriaud  
Das ästhetische Paradigma
- 65 Mony Elkaim & Isabelle Stengers  
Über die Heirat der Heterogene
- 95 Pierre Lévy  
Fraktale Faltung oder  
Wie Maschinen uns helfen können, heute das  
Transzendente zu denken
- 115 Félix Guattari  
Über Maschinen
- 133 Félix Guattari  
Grabmal für einen Ödipus
- 141 *Kommentierte Auswahlbibliographie*

Verantwortlichkeit für die Erde, ihre Ozeane, ihre Wälder, ihre Menschenmassen und ihr Klima? Auf welchem Planeten wollen wir leben?

Zweitens, wie handeln wir, als Quellen besonderer Welten, in bezug auf die anderen Welten, auf die Produkte von verschiedenen Lebens-, Kultur-, Bedeutungs- und Subjektivitätsformen? Welche Art von Beziehung stellen wir zu den Seinsweisen her, die nicht die unsrigen sind (mit denen wir aber trotzdem immer schon über die Zusammenfaltungen unserer Teilhabe an der Mechanosphäre in bezug stehen)?

Drittens, welche grundlegende Haltung nehmen wir zur Über-Welt ein? Halten wir die Möglichkeit des Auftauchens von neuen Aussagengefügen offen? Fördern oder begrenzen wir die ontologische Produktivität? Bewahren wir die Falten in ihrem Ereigniswesen, oder arbeiten wir daran, sie als Gegensätze, als Schichten und Substanzen zu verhärten? Entscheiden wir uns für die Individuierungen, die stets fähig sind, neue Falten aufzunehmen, oder für die rigiden und geschlossenen Individuierungen?

Die Ethik bezieht sich in diesen drei Hinsichten auf die Welt: die Erde, die anderen Welten (der Nächste ist nur ein besonderer Fall der anderen Welt), und die Über-Welt der Falten, der Aussagengefüge und der kosmopolitischen Prozesse: Drei Figuren der Immanenz-Transzendenz-Schleife, die nicht aufhört, das Sein und seine unendliche Mannigfaltigkeit zu zerstören, umzuwandeln und zu erzeugen.

## Félix Guattari Über Maschinen<sup>1</sup>

Das Thema der Maschine beschäftigt mich seit geraumer Zeit, und vielleicht ist sie für mich eher ein affektives als ein konzeptuelles Objekt. Wie viele von Ihnen bin ich von der Maschine immer angezogen und fasziniert gewesen. Ich erinnere mich, als Student an der Sorbonne ein Referat über *Grenzen der Arbeitsteilung* von Friedmann<sup>2</sup> gehalten zu haben, und an den erschrockenen Blick des Professors, als ich über Friedmann schimpfte. Damals war ich sehr deutlich gegen alle mechanistischen Sichtweisen der Maschine eingestellt. Vielleicht mit einem Hang zum Szientismus dachte ich, daß man eine Art Rettung von der Maschine erwarten dürfte. Später habe ich versucht, dieses maschinische Objekt weiterzuentwickeln. Ich muß gestehen, daß das etwas ist, was ich nicht ganz beherrsche. Es ist eine Art Kern, auf den ich immer wieder in Zyklen zurückgeführt werde. Der letzte ist ausgelöst worden durch das Buch *Les technologies de l'intelligence* von Pierre Lévy<sup>3</sup>, bei dem ich überrascht war, auf eine Wiederbelebung dieser Thematik innerhalb eines Registers zu treffen, das das seinige ist: das der Informationstechnologien. Anders gesagt: Viel eher, als das Recht auf ein Denken, das vorgibt, eine wissenschaftliche, axiomatische Deskription zu liefern, beanspruche ich

<sup>1</sup> Dieser Text ist eine Transkription der Tonbandaufnahme einer Vorlesung, die Guattari im November 1990 in Valence gehalten hat. Anlaß war eine Tagung zum Thema „Cinéma und littérature: Les temps de machines“, die vom Kulturellen Forschungs- und Handlungszentrum Valence organisiert worden war.

<sup>2</sup> Georges Friedmann, *Grenzen der Arbeitsteilung*. Übers. v. Burkart Lutz. Frankfurt/M. 1959. [A.d.Ü.]

<sup>3</sup> Pierre Lévy, *Les Technologies de l'intelligence: L'avenir de la pensée à l'ère informatique*. Paris 1990.

das Recht auf eine Form des Denkens, das entlang affektiver Achsen, also über Affekte vorgeht. Ich wiederhole, daß es sich hier um eine vollkommen offene Thematik handelt, und ich hätte gerne, daß sie es auch für die Diskussion bleibt, um sehen zu können, daß sie es auch für die Diskussion hervorrufen kann.

Derzeit findet man sich an einer unumgänglichen Kreuzung wieder, an der die Maschine zum Anathema geworden ist, entsprechend der Vorstellung, daß die Technologien uns in eine Situation der Unmenschlichkeit und des Bruches mit jedem ethischen Projekt führen. Tatsächlich verstärkt die zeitgenössische Geschichte diese maschinische Katastrophenperspektive durch die ökologischen und andere Schäden. Wir könnten daher versucht sein, einen Weg einzuschlagen, der uns hinter das maschinische Zeitalter zurückführt, um wieder bei irgendeiner primitiven Territorialität von vorne anzufangen.

Pierre Lévy prägt die, wie ich meine, geglückte Formel: „zu versuchen, den ontologischen eisernen Vorhang zwischen dem Sein und den Dingen niederzureißen“. Mir scheint, daß ein Mittel, diesen eisernen Vorhang einzureißen - ein Bemühen, dem die ganze Philosophie bis Heidegger gilt -, vielleicht jene maschinische Schnittstelle oder jene als Schnittstelle aufgefaßte Maschine ist, die Pierre Lévy einen „Hypertext“ nennt. Um aus der Faszination durch die Technik und aus der demütigenden Form, die sie manchmal annimmt, herauszukommen, müssen wir die Maschine tatsächlich wieder neu auffassen, anders konzeptualisieren und vom Sein der Maschine als etwas ausgehen, das auf der Kreuzung steht zwischen dem Sein in seiner Trägheit, seinem Charakter des Nichts, und dem Subjekt, der subjektiven Individuierung oder der kollektiven Subjektivität. Dieses Thema ist gegenwärtig in der Geschichte der Literatur und des Kinos sowie in den Mythen, die

von der Maschine handeln, die von einer Seele bewohnt ist und eine teuflische Macht besitzt. Es ist nicht eben die Rückkehr zu einer animistischen Konzeption der Maschine, die ich vorschlage. Immerhin ist aber in Betracht zu ziehen, daß in der Maschine, in der maschinischen Schnittstelle etwas existiert, das zwar nicht der menschlichen oder animalischen Seele, *anima*, gleichkommt, das aber so etwas wie eine Proto-Subjektivität ist. Das heißt, daß es in der Maschine eine Konsistenzfunktion gibt, eine Funktion des Verhältnisses zu sich und zu einer Alterität. Gemäß dieser beiden Achsen werde ich versuchen, weiter vorzugehen.

Gehen wir vom einfachsten aus, von dem was ungefähr anerkannt ist: der Idee, daß das technische Objekt nicht auf seine Materialität begrenzt werden kann. Es gibt in der *techné* ontogenetische Elemente, Plan-, Konstruktions-Elemente, Elemente von sozialen Verhältnissen, die diese Technologien unterstützen, ein Erkenntniskapital, ein Kapital ökonomischer Verhältnisse und schließlich eine ganze Reihe von Schnittstellen, in die sich das technische Objekt einfügt. Ausgehend von dieser Konzeption kann man eine Brücke schlagen von einer technologischen Maschine modernen Typs zu den Werkzeugen oder den einzelnen Teilen der Maschine, und diese ebenso als Elemente auffassen, die sich miteinander konnektieren. Seit Leibniz verfügt man über das Konzept einer Maschine, die - wie man heute sagen würde - fraktal mit anderen Maschinen verbunden ist, die selbst und bis ins Unendliche hinein aus maschinischen Elementen zusammengesetzt sind. Die Umwelt diesseits und jenseits der Maschine ist Teil der maschinischen Gefüge. Der Eintritt in das Maschinen-Zeitalter wird durch eine gewisse Glättung, durch die Uniformisierung eines Materials vorbereitet, wie z.B. des Stahls, der verarbeitet, deterritorialisiert und uniformisiert wird, um sich

den maschinischen Formen anzupassen. Das Wesen der Maschine ist an die Verfahren gebunden, die ihre Elemente, ihr Funktionieren, ihre Alteritätsverhältnisse deterritorialisieren. Man hat von einem Ontogenie-Verhältnis der technischen Maschine zu sprechen, das sie dazu bringt, sich dem Außen zu öffnen.

Neben diesem ontogenetischen Element gibt es eine andere Dimension, die phylogenetisch ist. Die technologischen Maschinen sind in einem Phylum enthalten, in dem ihnen Maschinen vorausgehen und andere ihnen nachfolgen. Sie treten in Generationen auf - wie die Automobil-Generationen -, wobei jede die Virtualität für andere zukünftige Maschinen eröffnet. Sie entwerfen durch dieses oder jenes ihrer Elemente eine Verbindung mit allen maschinischen Filiationen der Zukunft.

Die beiden auf das technische Objekt angewandten Kategorien der Ontogenese und der Phylognese erlauben uns, eine Brücke zu schlagen zu anderen maschinischen Systemen, die ihrerseits nicht technologisch sind. In der Geschichte der Philosophie hält man das Problem der Maschine allgemein für einen zweitrangigen Bestandteil einer allgemeineren Frage, jener der *techné*, der Techniken. Ich möchte hier eine Umkehrung der Sichtweise vorschlagen, in der das Problem der Technik zur Teilmenge einer viel umfassenderen maschinischen Problematik wird. Diese „Maschine“ ist auf das Außen und auf ihre maschinische Umwelt geöffnet und unterhält alle Arten von Beziehungen zu sozialen Komponenten und individuellen Subjektivitäten. Es geht also darum, das Konzept der technologischen Maschine zu dem der *maschinischen Gefüge* zu erweitern, eine Kategorie, die alles umfaßt, was sich als Maschine auf den verschiedenen ontologischen Registern und Trägern entwickelt. Statt einer Opposition zwischen dem *Sein* und der Maschine, dem *Sein* und

dem Subjekt, impliziert diese neue Konzeption der Maschine, daß das *Sein* sich qualitativ differenziert und in eine ontologische Pluralität mündet, die selbst die Verlängerung der Schöpfungskraft maschinischer Vektoren ist. Statt ein *Sein* als gemeinsamen Zug zu haben, der dem Ensemble des (sozialen, menschlichen, kosmischen) maschinischen Seienden innewohnen würde, hätten wir also eine Maschine, die *Referenzuniversen*, ontologisch heterogene Universen entwickelt, die durch geschichtliche Wendungen, einen Faktor der Unumkehrbarkeit und Singularität gekennzeichnet sind. Ich werde davon keine erschöpfende Beschreibung geben, das würde zu lang.

Neben der Proto-Maschine des Werkzeugs und den technologischen Maschinen gibt es das Konzept der sozialen Maschine. Die Stadt ist zum Beispiel eine Mega-Maschine. Sie funktioniert wie eine Maschine. Theoretiker der Linguistik wie Chomsky haben das Konzept der abstrakten Maschine eingeführt, die die linguistischen oder syntagmatischen Maschinen umfaßt. Viele Biologen von heute sprechen von der Maschine im Hinblick auf die lebende Zelle, das Organ, die Individuierung und sogar den sozialen Körper. Auch dort drängt sich das Konzept der Maschine immer weiter auf. Mathematische Maschinen, Turing-Maschinen... Auch im Bereich der Idealitäten - ein anderes Referenzuniversum - wohnt man einer Erweiterung des Konzepts der Maschine bei. „Musikmaschine“: Viele zeitgenössische Musiker entwickeln diesen Begriff. Logische Maschine. „Kosmische Maschine“, denn bestimmte Theoretiker sagen, daß das Ökosystem der Erde das Äquivalent eines Lebewesens bzw. einer Maschine ist, in dem weiten Sinne, den ich ihr hier einräume. Um auf eine Vergangenheit von jetzt zwanzig Jahren zurückzukommen, können wir an die *Wunschmaschinen* erinnern, die die Theorie der psycho-

analytischen Partialobjekte - des Objekts „a“ als Wunschmaschine - wiederaufnehmen, aber in der Form von Elementen, die nicht auf Objekte, die an den menschlichen Körper angrenzen, reduzierbar sind. Im Gegenteil, es geht dabei um Objekte des Begehrens, Maschinen des Begehrens, um Subjekt-Objekte des Begehrens und Vektoren partialer Subjektivierung, die sich weit jenseits des Körpers und der familiären Verhältnisse auf die sozialen und kosmischen Ensembles sowie auf Referenzuniversen aller Art hin öffnen.

Im Feld der Biologie ist dieses Konzept der Maschine kürzlich von Theoretikern wie Humberto Maturana und Francisco Varela entwickelt worden. Die Maschine wird dort über die Gesamtheit der Interrelationen ihrer Komponenten definiert, unabhängig von den Komponenten selbst. Sie bringen da eine Definition ein, die der einer abstrakten Maschine nahe ist, und die die Maschine als autopoietisch beschreibt, als Maschine, die sich selbst produziert und die ihre Komponenten permanent reproduziert und die so gesehen ein System ohne *input* und ohne *output* ist. Varela entwickelt diese Theorie recht weit. In seiner Konzeption setzt er die Autopoiesis, die er im wesentlichen auf lebende biologische Wesen bezieht, der Allopoiesis entgegen, in der die Maschine ihre Komponenten außerhalb ihrer selbst findet. Tatsächlich faßt er in seinem Konzept der Allopoiesis die sozialen Systeme, die technischen Maschinen und schließlich alle maschinischen Systeme, die nicht lebende Systeme sind, zusammen. Dieses Konzept der Autopoiesis erscheint mir sehr interessant und vielversprechend. Dennoch denke ich, daß man über die Perspektive von Varela hinausgehen und eine Verbindung zwischen den allo- und den autopoietischen Maschinen herstellen müßte. Die allopoietischen Maschinen grenzen immer an autopoietische

Maschinen an, und folglich muß man die Gefüge berücksichtigen, die sie dazu bringen, zusammen zu leben.

Eine andere Pierre Lévy entlehene Idee ist, daß die maschinischen Systeme Schnittstellen sind, die sich - in dem, was er Hypertext nennt - miteinander verbinden und die nach und nach die Gesamtheit der „Mechanosphäre“ abdecken. Schließlich würde ich gerne die Perspektiven von Varela und Lévy zusammenführen, um den autopoietischen Charakter der Maschine und zugleich all ihre allopoietischen Entwicklungen von Schnittstellen zu betrachten, die sie mit einer Art Außenpolitik, mit Alteritätsbezügen, versorgen. Pierre Lévy hat sich in seinem ersten Buch *La machine univers*<sup>4</sup> oft auf Varela bezogen; paradoxerweise ist im zweiten Buch davon nicht mehr die Rede. Ich denke, daß er sich das für ein drittes Werk vorbehält.

Die Maschine hat etwas mehr als die Struktur. Sie ist „mehr“ als die Struktur, weil sie sich nicht auf ein Spiel von Interaktionen beschränkt, die sich in der Zeit und im Raum zwischen ihren Komponenten entwickeln, sondern weil sie einen Konsistenzkern, einen Insistenzkern, einen Kern ontologischer Affirmation besitzt, der der Entfaltung in den energetisch-zeitlich-räumlichen Koordinaten vorhergeht. Dieser maschinische Kern, den man in bestimmten Hinsichten als proto-subjektiv, als proto-biologisch zu qualifizieren hat, verfügt über Merkmale, die Varela nicht berücksichtigt hat. Das sind einerseits Elemente der Onto- oder der Phylogenese; das sind aber auch Elemente der Endlichkeit. Die Maschine ist Trägerin einer Endlichkeit, sie kennt so etwas wie Geburt und Tod - daher die Faszination, die sie als explodierte, zerstörte, in Implosion befindliche Maschine ausüben kann, die todbringend für das Außen, aber auch für sich selbst ist.

<sup>4</sup> Pierre Lévy, *La Machine univers: Création, cognition et culture informatique*. Paris 1987.

Dieser autopoietische Insistenzherd, dieser Herd einer Entwicklung heterogenetischer Alterität, der Alteritätsregister entwickelt, ist schwer zu beschreiben oder zu definieren. Es ist nichts Existierendes, das sich in energetisch-räumlich-zeitlichen Koordinaten entfaltet. Wie kann man ein solches Objekt angehen, wenn nicht auf dem Umweg über den Mythos, die Erzählung, d.h. durch nicht-wissenschaftliche Mittel? Ich denke, daß dieser maschinische Kern immer auf bestimmte Weise an Systeme der Meta-Modellierung gebunden ist, die eine Entwicklung der Theorie herausfordern. Ich gebe nur einen Hinweis, den ich nicht weiter ausführen werde, denn das wird später in einem Buch mit Gilles Deleuze wieder aufgenommen. Dieser autopoietische und zwischen-schichtige Affirmationskern, dieser Kern der Öffnung auf das Außen impliziert eine Konzeption der Komplexität, die in ganz und gar „außer-ordentlichen“ Koordinaten zu betrachten ist. Die Komplexität des maschinischen Objekts verwirklicht und verkörpert sich in den verschiedenen maschinischen Systemen, die ich schon erwähnt habe. Zur selben Zeit ist sie immer mit dem Chaos konfrontiert, das sie auflösen wird, da es die Elemente in einer Zersetzung anderer Art wieder neu verteilt. Es ist, als ob dieses autopoietische Sein, diese maschinische Proto-Subjektivität sich zugleich auf einer Ebene der Komplexität und auf einer Ebene des Chaos befinden würde. Ich denke, man muß das Chaos nicht nur als etwas ansehen, das chaotisch ist. Innerhalb seiner Zusammensetzungen von Elementen und Entitäten kann das Chaos Formeln einer extremen Komplexität entwickeln. Nehmen wir ein zufallsbedingtes System wie das Roulettespiel. Wenn Sie schwarz und rot jeweils nacheinander spielen, haben Sie den Eindruck eines chaotischen Systems, das ohne jede kognitive Dimension zufallsbedingte Zusammensetzungen bildet. Wenn

Sie aber über lange Perioden spielen, sehen Sie Reihen auftauchen, deren statistische Berechnung Ihnen erlaubt, die komplexen Zusammensetzungen zu verorten. Dieses zufallsbedingte System weist also eine gewisse mathematische Beschreibbarkeit auf. Dasselbe gilt für das Chaos. Das Chaos ist Träger von Dimensionen größter Hyperkomplexität. Man kennt den Mythos, der besagt, daß man, indem man zufällig Buchstaben zieht, die Formel des poetischen Werkes von Mallarmé finden kann. Man wird lange warten müssen. Trotzdem befindet sich das Werk Mallarmés der Möglichkeit nach in diesem chaotischen Universum der multiplen Kombinationen von Buchstaben.

Wie kann man diese beiden Dimensionen der Komplexität und des Chaos zusammenbringen? Einfach indem man davon ausgeht, daß die das Chaos bewohnenden Entitäten durch eine unendliche Geschwindigkeit belebt sind. Sie können sich also zu differenziertesten Komplexionen zusammensetzen, mit derselben Geschwindigkeit können sie sich aber dekomplexifizieren. Diese Idee einer absoluten Geschwindigkeit mündet in eine Konzeption des Chaos, das Träger von Komplexität sein kann. In diese chaotischen Herde wird sich die Proto-Subjektivität einfügen, die sich an eine chaotische Dissoziation, an ihren eigenen Tod und zugleich an unendliche komplexe Zusammensetzungen anlagern kann. Das ist das, was ich ein „*chaotisches Grasping*“ nenne: Plötzlich sich ansammelnde Komplexität, die von verschiedensten Potentialitäten bewohnt ist. Und ich würde „Hyper-Komplexität“ jene Komplexität nennen, die eher akzeptiert als wirklich beherrscht ist und die sich in einem Insistenzverhältnis, in einem Wiederholungsverhältnis befindet. In der strukturalistischen Theorie des Signifikanten können

sämtliche Komponenten eines Systems in Begriffen einer Ökonomie des Signifikanten behandelt werden. Man findet immer ein System der Informationsquantität oder ein binäres System, das den verschiedenen heterogenen Systemen innewohnt. In dem Modell, das ich vorschlage, gibt es keine Übersetzung zwischen den verschiedenen Ebenen der Komplexität. Sie sind Träger ihres ontologischen Substrates.

Nehmen wir als Beispiel die Definition des Phantasmas in der freudschen Triebtheorie. Sie umfaßt ein diskursives Element, das repräsentative, phantasmatische, narrative Element ist, und ein nicht-diskursives Element, den Affekt. Im Übrigen ist es schwierig zu begreifen, wie Freud sich mit diesem Widerspruch innerhalb seiner Definition des Triebes abgefunden hat. Ihrerseits haben die Strukturalisten die Dimension des Affekts praktisch ausgelagert, um sich nur noch an die diskursiven Elemente zu halten. Der Trieb wird dort also in Begriffen der Ökonomie des Signifikanten thematisiert.

In der Konzeption der Maschine, auf die ich mich hier berufe, wird die Diskursivität nicht von diesem nicht-diskursiven Herd getrennt, der derjenige ihrer autopoietischen Affirmation ist. Dieses Aufbrechen der Kategorie des Signifikanten läßt sich deutlich in der Ökonomie des Bildes, des Imaginären oder der biologischen Ketten erkennen - Bereichen, denen das Signifikante fremd bleibt. Daher entwickelt sich die Ökonomie des Signifikanten bei Lacan immer in einer Dimension der Linearität, in einer Dimension des Raumes. Sie kennen die Formel, „ein Signifikant repräsentiert das Subjekt für einen anderen Signifikanten“. Das Subjekt ist also „in einem Verhältnis“ gefaßt. Ein gegebener signifikanter Locus, S1, existiert in einem bestimmten Verhältnis zu einem anderen gegebenen signifikanten Locus, S2, und das Subjekt flottiert in

einer Art von Klaffung zwischen diesen beiden Signifikanten S1-S2. Diese Linearität wird die Gesamtheit der Konzeptionen der Subjektivität bestimmen. Dieser räumliche Charakter findet sich überall im Werke Lacans wieder, im Spiegelstadium, aber auch in den Konzeptionen des Ich, die er später entwickeln wird. Ich gehe davon aus, daß man, indem man sich auf diese Koordinate beschränkt, genau jenes Element des maschinischen Kerns, der Autopoiesis und der subjektiven Auto-Affirmation verliert. Ob sich dieses Element nun auf der Ebene des ganzen Individuums oder der partiellen Subjektivität oder auch der der sozialen Subjektivität situiert, es vollzieht sich eben über den Affekt, über einen *pathischen* Bezug. Was bringt uns in phänomenologischer Perspektive dazu zu sagen, daß es da etwas Lebendiges gibt? Es ist ein Affektverhältnis. Es ist weder eine Beschreibung, noch eine propositionale Analyse, die aus einer Reihe von Hypothesen und Deduktionen hervorgegangen ist, im Sinne von: Folglich ist es ein Lebenwesen, folglich ist es eine Maschine. Es gibt ein unmittelbar pathisches, nicht-diskursives Begreifen des Verhältnisses der ontologischen Auto-Komposition der Maschine.

Die natürlichen Kodierungen entwickeln sich in räumlichen Kategorien, die von denen des signifikanten Registers unterschieden sind. In der Kristallographie kennen sie beispielsweise  $n$  räumliche Dimensionen. Es gibt keine Verselbständigung eines Kodierungsoperators. Die biologischen Kodierungen entwickeln sich in komplexen Raumsystemen. Das System der Doppelhelix der DNA macht das ausgehend von vier chemischen Standardbasen und folglich in drei Dimensionen. In den präsignifikanten oder symbolischen Semiologien laufen die Ausdruckslinien parallel. Ausdruckslinien hat man zum Beispiel im Kino: die Tonlinie, die visuelle Linie, Farbe... Es ist nicht die Rede



von Syntax oder von einem Schlüssel, der das Verhältnis zwischen diesen verschiedenen Linien homogenisieren würde. Es existiert nur ein gewisser Parallelismus. Dasselbe gilt für alle präsignifikanten oder symbolischen Semiologien. In den Ritualen der archaischen Gesellschaften begegnet man zum Beispiel Ausdrucksformen, die entweder durch die Sprache oder durch eine Form von Mythos oder Ritual gegeben sind, oder durch Dispositionen im Raum wie die Geomantik oder der Tanz, oder durch Einschreibungen auf dem Körper... Diese semiologischen Linien sind nicht ohne Beziehung untereinander, da sie eine maschinische Einheit besitzen, nämlich die der sozialen Maschine des Rituals; aber sie sind nicht vollkommen miteinander verbunden, sie scheinen parallel gesetzt.

Mit den signifikanten Semiologien setzt sich dagegen eine Linearität durch, die das Ensemble der Ausdruckslinien kontrolliert. Dieses Linearitätsverhältnis wird seine Krönung in der Informatik finden. Ein und dieselbe signifikante Linie wird genauso gut von einem verbalen Text Rechenschaft ablegen können wie von einem Bild oder von räumlichen Verhältnissen... Es gibt „Binarisierung“, Konversion der Gesamtheit der Diskursivitätssysteme in eine binäre Form. Die unterschiedlichen ontologischen und autopoietischen maschinischen Referenzuniversen werden in dieser signifikanten Semiologie hingegen vollkommen vernachlässigt.

Ohne Zweifel gibt es bei den semiotischen Ketten auch eine Über-Linearität a-signifikanter Elemente, welche die Ketten, die Signifikation produzieren, nicht mehr mit Ketten a-signifikanter Zeichen verbinden. Zum Beispiel gibt es eine reine Zusammensetzung a-signifikanter Maschinen in den Bereichen von Wissenschaft oder Musik. In den Verhältnissen, die die Ausdrucks-

komponenten regeln, erscheint somit ein anderer Typ von Ökonomie, den man „Über-Linearität“ nennen könnte.

Anhand dieser eben angerissenen Beispiele erkennt man, daß der Bezug auf den Raum, den die semiotischen und semiologischen Kodierungs- oder Aufzeichnungssysteme besitzen, keinesfalls homogen ist. Heutzutage kann man die Illusion haben, daß die Informatik diese unterschiedlichen Kodierungs- und Ausdruckskomponenten berücksichtigen kann und ihre verallgemeinerte Übersetzbarkeit ermöglicht. Dem ist aber überhaupt nicht so. Diese unterschiedlichen Kodierungssysteme beinhalten immer Affirmationsherde und autopoietische Positionen des Ausdruckssystems. Letzteres ist also gegenüber dem nicht-diskursiven Herd des ontologischen Kerns immer zweitrangig.

Jetzt müßte man auf die ontologische Heterogenität eingehen, die jene Referenzuniversen repräsentieren, die in unterschiedlichen Diskursivitätssystemen verkörpert und ihnen in gewisser Weise verpflichtet sind. Wie findet man Zugang dazu? Wir stehen einem Paradox gegenüber. Wir finden uns selbst in diskursiven Systemen wieder, in Verhältnissen von Raum und Zeit und von Energieaustausch, und im selben Moment haben wir es mit existentiellen Affirmationsherden zu tun, die selber nicht-diskursiv sind. Das Paradox will, daß wir vermittels diskursiven Materials zwar nicht eine Repräsentation, aber eine existentielle Vergegenwärtigung dieser Herde geben können sollen.

Im Bereich der Poesie sind es der Rhythmus und die Elemente von Regelmäßigkeit, die - ebensosehr auf der Ebene des Ausdruck wie auf der des Inhalts - ein bestimmtes poetisches Universum entwickeln werden. Das ist der Schlüssel zur Existenz einer ontologischen Überkreuzung zwischen Dichtung und Musik. Im psychoanalytischen Bereich sind es Objekte, repetitive, also

diskursive Systeme, die die existentiellen Träger der subjektiven Affirmationsherde sind. In der Zwangsneurose begegnet man zum Beispiel einer unendlichen Wiederholung des Händewaschens, die auf keinerlei Signifikation vom Typus „Was bedeutet es, sich die Hände zu waschen? Und die Bakterien?“ zurückverweist. Alles ist ko-präsent. Das Individuum setzt sich hier wieder neu zusammen, indem es das Ritual ausführt. Es reaffirmiert sich in einer Komponente partieller Subjektivität: im Gefühl des Händewaschens aufgehen. Vielleicht ist die Zwangsneurose nicht das einfachste Beispiel. Bestimmte Verhaltensweisen haben dieselbe Funktion. Die Tasache, an den Nägeln zu kauen, in seinem Inneren leise vor sich hinzusummen, wenn man Angst hat, oder einen Satz zu wiederholen (als ob man einen Zeugen hätte) - all das stellt ein Mittel dar, dieser nicht-diskursiven Verhältnisse „habhaft“ zu werden. Das ist eine Funktion, die ich existentiell nenne.

Sie taucht in den semiotischen Systemen auf, und die Linguisten haben diese Funktion zu einem Teil beschrieben. Ich denke an Theoretiker wie Austin, Ducrot, Benveniste, die den Schwerpunkt auf die „shifter“ gelegt haben, jene Sprach-Elemente, die nicht dazu da sind, um eine Signifikation zu liefern, sondern um im Ausgesagten den Abdruck des Aussagensubjekts zu markieren. Auch Lacan hat sich auf diese performative Funktion bezogen. Seine Theorie des „vollen Sprechens“ und des symbolischen Bezugs hat er in gewisser Weise auf diesen Typ von Operator aufgebaut. Ich empfehle zu diesem Punkt ein Buch von R. Jakobson<sup>5</sup>, unumstrittener Lehrer von Lacan, der diesen Aspekt der Dinge sehr gut angeht.

Man befindet sich vor einem unhaltbaren Paradox, das man aushalten muß. Alle Welt ist im übrigen in dieser Situation. Alle

<sup>5</sup> Roman Jakobson, *Essais de linguistique générale: Les fondations du langage*. Paris 1963.

Gesellschaften müssen diese Wette halten, insbesondere die animistischen oder wissenschaftlichen Gesellschaften. Ausgehend von Diskursivitätselementen müssen wir Referenzuniversen, qualitative Strukturen, ontologische Texturen setzen. Wir haben also *unkörperliche Universen* zu produzieren und zu entwickeln, die, obwohl datiert oder durch den Eigennamen des Erfinders gekennzeichnet, Universalien sind. Sie erinnern vielleicht an die platonischen Ideen, und trotzdem sind sie in die Geschichte eingeschrieben. Es sind Einschnitte, Mutationen, die durch einen Irreversibilitäts- und Singularitätsfaktor gekennzeichnet sind.

P. Lévy arbeitet große Unterschiede heraus zwischen den Maschinen, die aus dem Mündlichen oder dem Schriftlichen hervorgehen, und den informatischen Maschinen. Im Universum der Textverarbeitungsmaschine - die das Verhältnis zum Ausdruck vollkommen verändert - weist er die Schnittstellen auf, die dieses neue Referenzuniversum zusammensetzen und singularisieren: die Schrift, das Alphabet, der Druck, die Informatik, der Bildschirm, der Laserdrucker, die Linotype, die Datenbanken, die Bilddatenbanken, die Telekommunikationen... Das ist eine neue Maschine. Heutzutage sind die Kinder, die die Sprache mittels der Textverarbeitungsmaschine erlernen, nicht mehr im selben Typ von Referenzuniversum - weder vom kognitiven Gesichtspunkt aus (da es ja eine andere Organisation des Gedächtnisses gibt, oder eher der Gedächtnisse...), noch in der Ordnung der affektiven Dimensionen, der sozialen oder ethischen Verhältnisse.

Was bringt nun diese Art von Maschinen-Delirium? Nehmen wir ein institutionelles Objekt, zum Beispiel eine Einrichtung, die psychotische Patienten aufnimmt. Man kann die inter-subjektiven Verhältnisse vollkommen verdinglichen, indem man sagt: Der psychotische Patient kommt, um Hilfe zu suchen bei Individuen,

die ein Wissen haben und die Medikamente, Interpretationen und Verhaltenshinweise verordnet werden, um die Psychose zu behandeln. Das ist eine Konzeption von Subjektivität, bei der jeder in seiner Monade eingeschlossen ist und durch die man dann dazu gezwungen wird, „Kommunikations“-Mittel zu entwickeln. Es ist das Universum der „kommunikationellen Referenz“. Diese Perspektive muß umgekehrt werden. Niemals sollte von jeweils gegeneinander abgeschlossenen Entitäten ausgegangen werden, denn das impliziert die Intervention von „Kommunikations“-Modi, von „Übertragung“. Die Übertragung muß vielmehr primär sein, sie muß bereits da sein. Es wird eine Subjektivierungsmaschine geben (oder nicht geben), je nachdem ob es eine (oder keine) Überschreitung unterschiedlicher ontologischer und subjektiver Insistenzschwellen gibt. In diesem autopoietischen Verhältnis existiert dann eine unmittelbare und pathische Erkenntnis der Situation. „Es passiert etwas“. Wenn eine Verliebtheits- oder eine Angstmaschine losgeht, so ist das nicht der Wirkung diskursiver, kognitiver oder deduktiver Sätze geschuldet. Es ist auf Antrieb gegeben. Und diese Maschine wird fortlaufend unterschiedliche Ausdrucksmittel entwickeln.

Die Klinik von La Borde ist eine Einrichtung, die (im Prinzip) als eine Subjektivierungsmaschine gedacht ist, die selbst aus  $n$  Subjektivierungsteilmengen zusammengesetzt ist. Von seinem Eintritt an müssen diese Subjektivierungsbezüge zwischen dem Kranken und demjenigen, der ihn aufnimmt, funktionieren. Andere Arten von Bezügen werden sich sodann zu Patienten, zu Assistenten, aber auch zu Tieren oder Maschinen aufbauen. Jede dieser Mengen ist geeignet, ein Behandlungsvektor zu sein bzw. solche zu produzieren: Vektoren der existentiellen Konsistenzgewinnung für Psychotiker, die gerade in einer Phase ontologischer

Dekompensierung sind. Muß man sich nun damit begnügen, passiv zu konstatieren: „Sehr schön, man ist dem Kranken gegenüber nicht alleine, es gibt andere Wechselbeziehungen“? Oder hat man, im Gegenteil, an den Linien maschinischer Virtualität zu arbeiten, an den Linien der maschinischen Alterität, die von den unterschiedlichen Teilmengen getragen werden? Wenn man die Küche als autopoietischen Subjektivierungsherd versteht, wird es sehr wichtig, sich um ihren Raum, ihre architektonischen Dimensionen zu kümmern, um die Austauschprozesse zu fördern und um zu verhindern, daß sie eine kleine, in sich verschlossene Zitadelle wird. In den Krankenhäusern sind es heutzutage Lastwagen, die von außerhalb die fertig zubereiteten Mahlzeiten bringen. Es gibt keine Subjektivierungsmaschine. Eine Küchen-Maschine impliziert einen bestimmten Typ von Raum, aber auch einen bestimmten Typ von Ausbildung und Austausch für die Personen, die dort arbeiten. Die Köche sollten in die anderen Dienste wechseln, um die Alteritätspositionen der verschiedenen Arbeitsplätze zu kennen. Das ist eine komplexe Maschine, ein Schnittstellensystem. Ich würde dasselbe von den anderen Diensten sagen. Der Fahrdienst zum Beispiel ist ein sehr wichtiges Moment für die Psychotiker. Ein Psychotiker kann unfähig sein, eine Konversation zu führen, aber vollkommen dazu in der Lage, zu fahren. Es wird also eine subjektive Zusammensetzung in Abhängigkeit vom Konsistenzgewinn dieser unterschiedlichen Mengen geben. Während bestimmte von ihnen ihre Konsistenz verlieren, werden andere auftauchen können. Wenn man in Serialitätsverhältnisse ethologischer Natur eintritt, kann sich auch das Problem eines allgemeinen Konsistenzverlustes stellen, was Zustände zwischenmenschlicher Rohheit provoziert, wie sie in traditionellen Krankenhäusern bestehen.

Die autopoietische und „hypertextuelle“ Position der Maschine besitzt eine pragmatische Potentialität. Sie erlaubt es, eine schöpferische Haltung einzunehmen, eine Haltung maschinischer Komposition angesichts dieses ontologischen eisernen Vorhangs, der das Subjekt auf der einen und die Dinge auf der anderen Seite hält.

## Félix Guattari Grabmal für einen Ödipus<sup>1</sup>

Der Tod, mein Lieber, verstehst du... Welcher? Der, über den man spricht, der sanfte Tod des Entschlafens, oder der Tod des „Es ist aus“, spricht man von dem nicht mehr?

Als ich sechs oder sieben Jahre alt war, tauchte eine ganze zeitlang jede Nacht im selben Altraum eine Dame in schwarz auf. Sie näherte sich dem Bett. Ich hatte große Angst. Ich wurde wach, und danach wollte ich nicht mehr wiedereinschlafen. Eines Abends hat mein Bruder mir dann sein Luftgewehr geliehen, und zu mir gesagt, wenn sie wiederkäme, bräuchte ich nur auf sie schießen. Sie ist nicht wiedergekommen. Aber was mich am meisten erstaunt hat, daran erinnere ich mich genau, war, daß ich das (*reale*) Gewehr nicht geladen hatte.

Das geht in zwei Richtungen zugleich. Zur Gartenseite -in Richtung des Signifikats- ist es meine Tante Emilia (die Schwester meines Vaters), ein völlig schwarzer Name, ganz schwarze Kleider, wahrlich eine furchtbare Nervensäge... Zur Hofseite -in Richtung des Signifikanten- ist es der *Schrank*(*l'armoire*), der Spiegelschrank (*l'armoire-miroir*), der gegenüber von meinem Bett stand - all das im Zimmer meiner Eltern. Aber ja, aber ja! *L'armoire, la Dame en noir, la Dame de moire, l'arme noire, l'armoise, les armes du moi, la mouise des années trente*... Der Schrank, die Dame in schwarz, die Mohair-Dame, die schwarze Waffe, der Beifuß, die Waffen des Ichs, das Elend der 30er Jahre... Mein Vater hatte Bankrott

<sup>1</sup> In der ersten Ausgabe von *La Révolution moléculaire* (1977) erschien dieser Text mit dem Untertitel „Als Widmung für Lucien Sebag und Pierre Clastres“.